

Glaubensgemeinschaft als Ressource für Paare und Familien

Bernhard Fresacher

1. Dass Ehe und Familie heute selbstverständlich auf Liebe gründen – und zwar auf Liebe im romantischen Paradigma unter modernen beziehungsweise spätmodernen Voraussetzungen individualisierter und pluralisierter Lebensentwürfe –, bringt einerseits sozial den Paar- und Familienbeziehungen und andererseits psychisch den Beteiligten sowohl neue Freiheiten als auch neue Bedrängnisse.

Mit dieser neuen gesellschaftlichen Lage unlösbar verknüpft ist ebenso die neue Bedeutung von Glauben und Religion: Sie ordnen nicht mehr die Individuen standesgemäß in ein metaphysisch abgesichertes ontologisches Ganzes ein, sondern die Individuen ordnen nun umgekehrt Glauben und Religion in ihr biografisch angelegtes Ganzes des eigenen Lebens ein. Sowohl in Paar- und Familienbeziehungen als auch in Glauben und Religion manifestiert sich eine folgenreiche Umstellung im Ordnungssystem der Gesellschaft. Ihr Bezugsgesichtspunkt verschiebt sich vom einen Ganzen zu den vielen Einzelnen. Dort liegt nun die Zuständigkeit für die Einheit. Der oder die Einzelne muss wissen, wann es worauf ankommt, und seine beziehungsweise ihre Wahl entsprechend treffen. Was auf den Feldern der Politik oder der Wirtschaft oder der Kunst oder der Wissenschaft erwartet wird, gilt auch für die Felder der Liebe und der Religion. Die Einzelnen haben für ihr je individuelles Ganzes zu sorgen: für Stimmigkeit, für Erfüllung, für Authentizität.

Die (romantische) Liebe wird zu einem Feld freier Selbstbestimmung und Selbstentfaltung, und mit ihr wandern diese Werte auch in Ehe und Familie ein. Aus einem Ort der Fremdbestimmung und der Aufopferung wird ein Ort der Wahl und der Entscheidung – über sich selbst, und zwar unter den Vorzeichen der Intimität, der Privatheit, der Inklusion. Alles geschieht unter einer Frage, die – ausgesprochen – bereits die Möglichkeit des Abhandenkommens ankündigt: Liebst du mich (noch)? Das ist die Wahrheitsfrage, und jede Paarbeziehung und jede Familie muss heute ihre Form finden, mit ihr zu leben – im Angesicht ihres Scheiterns. Dabei kommen auch die Potenziale von Religion in den Blick: die Kraft des Glaubens, der Zusammenhalt der Gemeinschaft, die Seelsorge, die Liturgie, das Sakrament. All diese Formen können ressourcenorientiert angeeignet werden, in einem weiten Spektrum zwischen kirchennah und kirchenfern, zwischen kontinuierlich und casual.¹ Wie diese Aneignung geschieht, bestimmt nicht die Kirche, sondern der oder die Einzelne. Daran sieht man die gesellschaftliche Umstellung, die stattgefunden hat und Divergenzen zwischen einer Tradition aus einer anderen Zeit und individuellen Anforderungen unserer Zeit provoziert, in der nicht mehr die Kirche das Ordnungsprinzip darstellt, sondern der einzelne Mensch.

Die Frage nach der Ressource Religion, nach der Ressource Glauben und nach der Ressource Gemeinschaft markiert genau diesen Wechsel. Sie ergibt erst im Kontext des neuen Ordnungsgesichtspunkts der modernen beziehungsweise spätmodernen Gesellschaft einen Sinn und eine Bedeutung. Hier entscheidet nicht die Religion, sondern der oder die Einzelne nach seinem oder ihrem Bedarf, was ihm oder ihr gut tut. Heute ist für das Ganze nicht die Religion zuständig, sondern das Individuum. Pluralität findet nicht mehr innerhalb des einen Ganzen Platz, sondern wird zum

Merkmal des Ganzen selbst. Was dieses Ganze im Einzelnen ausmacht, kann nun selbst unterschiedlich aussehen. Es wird zu einer Sichtweise unter anderen. Vor allem authentisch muss es sein. Erst unter dieser Voraussetzung stellt sich die Frage, inwiefern Glaube und Religion hilfreich zur Unterstützung von Liebesbeziehungen in Ehe und Familie und möglicherweise darüber hinaus in anderen Intimbeziehungen sein können.

2. Auf die Nachfolge Christi bezogen geht es nicht mehr primär um eine Einordnung in ein größeres Ganzes, sondern um eine Entfaltung des eigenen Ganzen.

Wie bringen mich Glaube und Religion, Bibel und Kirche weiter – in meinem eigenen Leben? So lautet die Frage. Was sich früher als Folge der Christusbefolgung eingestellt hat, ist heute ihr Ausgangspunkt. Nicht das Christus-gleich-Werden steht im Vordergrund, sondern das Mit-Christus-zu-sich-selber-Finden. Authentizität ist der Maßstab, und wenn der Blick auf Christus dabei hilft, umso besser. Bei genauerer Betrachtung kann man sicherlich feststellen, dass dieser Perspektivwechsel bereits im christlichen Impuls selbst steckt; aber diese Betrachtung ist eben erst heute in dieser Weise möglich und verdankt sich den modernen beziehungsweise spätmodernen gesellschaftlichen Bedingungen, die diese Perspektive nahelegen.² Neu ist, dass dieses Zu-sich-selber-Finden in einem eigenen authentischen Leben nicht mehr alternativlos über das Eintauchen in eine konfessionell geprägte religiöse Tradition, beispielsweise durch regelmäßige Bibellektüre, Gebetspraxis, Beichte oder Gottesdienstteilnahme, geschehen muss, sondern dass all dies selbst zu den Alternativen gehört, die der oder die Einzelne im Religiösen zur eigenen Selbsterkundung und Selbstentfaltung wählen kann, einschließlich der Möglichkeit, auf

Religiöses überhaupt zu verzichten – ohne Sanktionen über das Religiöse hinaus befürchten zu müssen.³

In einem gegenüber der Religion neutralen Staat bleiben Paarbeziehungen und Familien dem rechtlichen und politischen Zugriff religiöser Gemeinschaften entzogen. Über Sanktionen im Bereich Partnerschaft, Ehe und Familie entscheidet der Staat, nicht eine Religion aufgrund ihrer moralischen Vorschriften. Diese mit Gesetzesreformen einhergehende historische Entwicklung hat überhaupt erst den weitgehenden Einzug der (romantischen) Liebe in Ehe und Familie ermöglicht und in der Folge den rechtlichen Schutz anderer Formen von Liebesbeziehungen, in denen Personen Verantwortung füreinander übernehmen. Die Religionszugehörigkeit entscheidet nicht mehr über Möglichkeit und Unmöglichkeit von intimen Beziehungen, diese können vielmehr selbst zu Orten multipler Religionszugehörigkeiten werden – in Kulturen und Staaten, die das Diktat der Religion in Sachen Liebe (welche Formen und Praktiken als legitim und welche als illegitim zu gelten haben) nicht mehr zulassen.

Welche Ressourcen kann eine christliche Glaubensgemeinschaft unter diesen Umständen für Paare und Familien heute bereitstellen? Ich will exemplarisch drei Ressourcen aus den Traditionen des Christentums herausgreifen und diese Auswahl als Ansporn verstehen, weitere Kraftquellen des Christlichen und des Religiösen zu entdecken und zu nutzen – wie sie paradigmatisch die Erzählung am Jakobsbrunnen im Johannesevangelium vor Augen führt (Joh 4,1–42).⁴ Bevor ich im Folgenden diese drei Kraftquellen skizziere, will ich auf drei mit ihnen korrespondierende Versuchungen aufmerksam machen, denen die Kirchen und die Religionen heute in besonderer Weise ausgesetzt sind: erstens die Versuchung, den Menschen die Last der eigenen Selbstbestimmung wieder abzunehmen und stattdes-

sen Gehorsam zu verlangen; zweitens die Versuchung, der Wildheit der Sexualität verschämt auszuweichen und stattdessen an der Illusion der Reinheit festzuhalten; und drittens die Versuchung, sich mit hohen Ansprüchen selber ins gute Licht zu rücken und dabei Scheinheiligkeit und Spott in Kauf zu nehmen. Die erste Ressource, die vor der ersten Versuchung der Entlastung steht, ist die Ressource Freiheit. Die zweite Ressource, die vor der zweiten Versuchung der Reinheit steht, ist die Ressource Offenbarung. Die dritte Ressource, die vor der dritten Versuchung der Scheinheiligkeit steht, ist die Ressource Ostern.

3. Die Ressource Freiheit tritt ein ambivalentes Erbe im Christentum an.

Dieses Erbe ist unlösbar mit der Aufklärung und der Politik der modernen Gesellschaft in Europa und in Nordamerika verwoben. Selbstbestimmung und Selbstentfaltung sind ein Recht, das der säkulare Staat den Kirchen und den Religionen nicht ohne Gegenwehr abgerungen hat. Obwohl es sich aus religiösen Traditionen speist, musste es sich erst gegen jene durchsetzen. Spät und gegen erbitterte Widerstände hat die katholische Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil im Jahr 1965 das Recht auf Religionsfreiheit anerkannt: Welcher Religion jemand angehören will, darf nicht mehr – wie auch immer – sanktioniert sein! „Diese Freiheit besteht darin, dass alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang sowohl von Seiten Einzelner wie gesellschaftlicher Gruppen, wie jeglicher menschlichen Gewalt, so dass in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln, noch daran gehindert wird, privat und öffentlich, als einzelner oder in Verbindung mit anderen – innerhalb der gebührenden Grenzen – nach seinem Gewissen zu handeln. Ferner erklärt das Kon-

zil, das Recht auf religiöse Freiheit sei in Wahrheit auf die Würde der menschlichen Person selbst gegründet, so wie sie durch das geoffenbarte Wort Gottes und durch die Vernunft selbst erkannt wird.“ (*Dignitatis humanae*, Nr. 2) Die Erklärung über die religiöse Freiheit gehört – nicht zuletzt wegen ihrer Begründung – zu den historischen Leistungen dieses Konzils, die die feudalistischen Traditionalisten bis heute mit allen Mitteln als teuflisch bekämpfen.

Mit Sexualität als Ort der Selbstbestimmung und Selbstentfaltung hingegen tut sich die katholische Kirche weiterhin schwer – und mit ihr viele christliche Konfessionen und andere Religionen. Die Gesellschaft erwartet aber von ihnen, ebenso wie von allen anderen, Respekt vor dem privaten Raum der Intimität – unter einer einzigen Bedingung, dass auch dort keine Drohung und keine Gewalt zu tolerieren ist. Der Schutz vor psychischem und physischem Zwang im Bereich der Sexualität, insbesondere dann, wenn es den Kinder- und Jugendschutz betrifft, hat in den vergangenen Jahren eine hohe Priorität in Recht und Politik erlangt. Dort wird die Gefahr gesehen, nicht in den sexuellen Praktiken. Die umgekehrt akzentuierten kirchlichen Lehrprioritäten sind durch das praktische Versagen im Raum ihrer Autorität nachhaltig entlarvt und desavouiert worden. Es hat sich stattdessen bewährt, die Sexualität in die individuelle Verantwortung und das Einvernehmen der Menschen zu legen, die sich dafür keine Vorschriften machen lassen müssen, schon gar nicht von einer Natur, der angeblich eine normative Bedeutung zukomme. Wer für das, was natürlich und was unnatürlich sein soll, eine Deutungshoheit für sich in Anspruch nimmt, muss heute mit Ablehnung oder Nichtbeachtung rechnen, was die Umfrageergebnisse zur außerordentlichen Bischofssynode über „Die pastoralen Herausforderungen der Familie im Rahmen der Evangelisierung“ im Jahr 2014 erneut bestätigt haben.

Wenn sich die Kirchen unter diesen modernen und spät-modernen Voraussetzungen an ihre eigenen Traditionen einer Theologie der Freiheit⁵ erinnern, werden sie die Kraft und den Mut wiedergewinnen, den einzelnen Menschen zuzutrauen, Verantwortung für ihr eigenes Leben und für andere – in einer Liebesbeziehung, in einer Familie – zu übernehmen: nach ihrem Gewissen, aufgrund der Würde der menschlichen Person, als Kinder und Erben des Himmelreiches „kraft der Verheißung“ (Gal 3,28), wie es im Galaterbrief des Paulus geschrieben steht: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ (Gal 5,1) Nur, so heißt es weiter, „nehmt die Freiheit nicht zum Vorwand für das Fleisch, sondern dient einander in Liebe!“ (Gal 5,13) Der Maßstab ist demnach die Liebe im biblischen Sinn. Sie schließt Gewalt gegeneinander aus und Aufmerksamkeit füreinander ein (vgl. 1 Kor 12,31–13,13). Allein die Liebe bestimmt die Freiheit auch in intimen Beziehungen. Diese Freiheit besteht darin, dass alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang sowohl von Seiten Einzelner wie gesellschaftlicher Gruppen, wie von jeglicher menschlichen Gewalt, so dass in intimen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln, noch daran gehindert wird, privat und öffentlich, als einzelner oder in Verbindung mit anderen – innerhalb der gebührenden Grenzen – nach seinem Gewissen zu handeln. Dieses Recht ist in Wahrheit auf die Würde der menschlichen Person selbst gegründet, so wie sie durch das geoffenbarte Wort Gottes und durch die Vernunft selbst erkannt wird. Auf diese Weise kann die Intimität einer Liebesbeziehung oder einer Familie zu einer „Art Schule reich entfalteter Humanität“ (*Gaudium et spes*, Nr. 52) werden.

4. Die Ressource Offenbarung bewahrt, was sie zur Sprache bringt, als Geheimnis.

Bis heute trägt das Christentum auch die Spuren einer asketischen Tradition an sich, die der Sexualität einen Ort in der Gottesferne zuweist. Aus deren Sicht fehlt ihr jegliche Offenbarungsqualität. Vielmehr führt sie so weit von Gott weg, dass sie zum Einfallstor des Bösen wird. Diese Tradition hat die Lust am anderen und am eigenen Körper gründlich ausgetrieben und zu etwas gemacht, wofür man sich schämen muss. Sie hat dem Körper die Fähigkeit zur Identität abgesprochen: Die Seele formt den Körper, nicht der Körper die Seele. Seit dem 19. Jahrhundert ist diese Lehre auf ihre Verschiebungen hin entlarvt: darauf hin, was sie ausblenden muss, um hell erstrahlen zu können. Man sieht dann zum Beispiel, wie die abgelehnte Erotik der Körper in einer Erotik der Sprache wieder auftaucht. Was auf der einen Seite verschwiegen oder verdammt wird, wird auf der anderen Seite betrieben. Theologische Texte haben nicht selten einen erotischen Zungenschlag – nicht nur in der Mystik aus der reichhaltigen Tradition des Hohen Lieds Salomos.⁶ Die Liturgie feiert das Geheimnis des Glaubens im Ästhetischen. Die Sprache der Sehnsucht und des Begehrens schlägt sich bis in die zentralen Begrifflichkeiten der Theologie hinein nieder. Denn sie kann Nähe und Ferne in Einem ausdrücken, Sich-Finden und Sich-Verlieren.⁷ Offenbarung selbst – *revelatio, apokalypsis* – ist eine erotische Vokabel. Sie spielt mit der Metaphorik des Enthüllens und Verhüllens, des Aufdeckens und Bedeckens, des Entkleidens und Bekleidens. Das Geheimnis in seiner Ambivalenz von greifbar und entzogen bildet den Kern der christlichen Gottesverehrung und Gottesvorstellung.⁸ Die Offenbarung bewahrt als dieses Geheimnis, was sie zur Sprache bringt. Im Glauben als Du angesprochen, bleibt Gott zugleich jener,

von dem man sich im selben Moment kein Bild machen soll.

Das offenbare Geheimnis ist das Gegenteil des Tabus und der Verheimlichung, die sich die Gewalt zunutze macht. Es wird gerade nicht verschwiegen, sondern in seiner Unverfügbarkeit zum Ausdruck gebracht. Darin liegt der Segen. Es hat mit einem Respekt zu tun, der nicht nur Gott gebührt, sondern den Gott zuerst seiner Schöpfung zollt. Um darüber sprechen zu können, bietet sich in besonderer Weise die Sprache der Erotik an. Aus dem Bereich des Verschämten befreit, kann sie schließlich Raum im Glauben und in der Kirche finden – und damit unterscheidbar werden von anderen Sprachen, insbesondere von der Sprache der Gewalt und ihrer Realität, die alles daran setzt, nicht als solche aufgedeckt und enthüllt zu werden. Sie ist nicht an Offenbarung interessiert. Zur biblischen Offenbarung aber gehört es, dass die Realität der Gewalt benannt wird. Denn erst als solche lässt sie sich bearbeiten. Die Bücher der Propheten und der Psalmen oder die Passions- und Ostererzählungen konfrontieren die irdische Wut der Vernichtung mit dem Lebenswillen und der Lebenslust Gottes. Sie greifen die Herausforderung auf, die Gewalt nicht zu verharmlosen – gerade auch die Gewalt im Namen des Einen –, ohne ihr damit recht zu geben oder das letzte Wort zu überlassen.⁹ Daraus sind im Christentum immer wieder Versuche in der Christologie und in der Trinitätstheologie unternommen worden, Schöpfung und Erlösung dem Bann der Gewalt zu entziehen.

Ein Beispiel für einen solchen Versuch stellt die dynamische trinitarische Christologie des Rupert von Deutz aus dem 12. Jahrhundert dar, die sowohl die Mystik als auch die Theologie späterer Zeiten beeinflusst hat.¹⁰ Mitten in einer auf das Jenseits ausgerichteten Kultur der alltäglichen Angst vor bösen Geistern und göttlichen Strafen, wie wir sie uns heute nicht mehr vorstellen können, schlägt sie einen

anderen Ton an und spricht der Gegenwart einen eigenen Wert zu. Der inkarnierte Christus dient ihr als Spiegelbild für das eigene Leben ebenso wie für den Lauf der Welt. Demnach ist die Inkarnation von Anfang an in der Schöpfung angelegt: als überfließender göttlicher Wille zum Leben, in einem heiligen Geist, der nicht tot, sondern lebendig macht. In ihm offenbart sich eine göttliche Freude und Lust am Leben, die schon in der Schöpfung steckt. Sie ist an der Freiheit der Geschöpfe interessiert. Erlösung wird entsprechend nicht als nötige Reparatur eines Unfalls, sondern als beharrliches Werben Gottes um seine Schöpfung von Anfang an verstanden: als ein göttlicher Flirt – dessen Elixier die Freiheit der Umworbenen ist. Aus dieser Sicht erwächst eine eigene Motivation, Lust und Kraft zu einem guten Leben aus einem Staunen und einer Dankbarkeit heraus, auf eine solche – von Freiheit und Respekt getragene – Art und Weise begehrt und umworben zu werden.

5. Die Ressource Ostern spricht Erfahrungen zwischen Macht und Ohnmacht an.¹¹

Aus derselben Form von Erfahrungen zehren Paar- und Familienbeziehungen. Sie bilden Orte des Ausgeliefertseins und der Verwundbarkeit, an denen man von Aufmerksamkeit und Zusammenhalt träumt: Träume, die auch von vielen anderen Seiten an sie herangetragen werden, Keimzelle der Gesellschaft, Schule der Humanität, Hort der Treue, Türe der Zukunft usw. zu sein. Die Kirchen stehen hierin den anderen Bereichen der Gesellschaft in nichts nach. Sie preisen die Tugendhaftigkeit und Aufrichtigkeit der Liebe in Ehe und Familie in den höchsten Tönen. All das, was woanders fehlt, wird dort erhofft, all das, was woanders vermisst wird, wird dort ersehnt, all das, was woanders nicht erfüllt wird, wird dort herbeigewünscht – bis die Ange-

sprochenen unter der Last all der Wünsche und Sehnsüchte (ihre eigenen eingeschlossen) und ihrer Unerfüllbarkeit zusammenbrechen.

Liebesbeziehungen und Familien sind Orte, an denen – nicht zuletzt auch deshalb – die Frage, ausgesprochen oder unausgesprochen, aufgeworfen wird: Wo ist Gott? Am Rand des verzweifelten Nicht-Verstehens, am Ende der ersehnten Beziehung, am Bett des kranken Kindes, am Sarg des geliebten Menschen. Es ist dieselbe Frage, mit der der Psalm 22 beginnt, mit der sich Ijob beklagt und mit der – nach dem Matthäus- und dem Markusevangelium – Jesus am Kreuz stirbt. Zur Sehnsucht nach dem ersten Kind kommt das Trauma der Geburt; zur Sehnsucht nach dem ewigen Glück kommt die Ernüchterung des Alltags; zur Sehnsucht nach der besseren Zukunft kommt das Erbe der Vergangenheit – der eigenen Familien- und Beziehungsgeschichten, die uns immer wieder einholen. Enttäuschungen sind vorprogrammiert, Verletzungen – ganz ohne bösen Willen – unvermeidlich. Dabei liegt die Wahrheit keineswegs auf der Hand. Oft weiß man gar nicht, wie einem geschieht. Was ist Wahrheit? Dieselbe Frage stellt im Johannesevangelium Pontius Pilatus, der römische Präfekt von Judäa, im Prätorium von Jerusalem jenem König, den er zum Tod durch Kreuzigung verurteilen soll (vgl. Joh 18,38). Solchen Ambivalenzen ist jede intime und familiäre Beziehung von Anfang an unausweichlich ausgesetzt, und sie muss ihre Eigendynamik dafür entwickeln, die nicht immer leicht in heilsam und pathologisch zu unterscheiden ist. Was sich nach außen zeigt, kann nach innen völlig anderen Voraussetzungen entsprechen. Sichtbar und unsichtbar, wahr und falsch, gesund und krank liegen nahe beieinander in Paar- und Familienbeziehungen. Das ist die Realität – und zugleich eine Sicht von ihr, die man immer auch anders betrachten kann. Niemand kann in andere hineinschauen. Nicht einmal in allem

über sich selbst Bescheid zu wissen, ist möglich. Gott allein sieht in das Herz, wie es in der Bibel heißt (vgl. 1 Sam 16,7; 1 Joh 3,20).

Angesichts der Kluft „zwischen der Lehre der Kirche über Ehe und Familie und den gelebten Überzeugungen vieler Christen“ hat Walter Kardinal Kasper in seiner Rede beim Kardinalskonsistorium am 20. Februar 2014 über „Das Evangelium von der Familie“ in Vorbereitung auf die außerordentliche Bischofssynode zu Familie und Evangelisierung für einen „biblischen Realismus“ geworben, um mit diesem Blick die „harte Realität“ der Paare und Familien heute besser wahrnehmen zu können – im Horizont von Schöpfung und Erlösung – und aus dem Glauben an den treuen und barmherzigen Gott nicht das Unglück zu beschwören und die Vergangenheit zu idealisieren, sondern mutig und hoffnungsvoll Lösungen zu finden, wie es dem Zweiten Vatikanischen Konzil – ohne die dogmatische Tradition zu verletzen – zum Beispiel im Bereich der Ökumene oder der Religionsfreiheit gelungen sei. Damit hat Kasper diese Realität als „Zeichen der Zeit“ im Sinn der Pastoral-konstitution des jüngsten Konzils (*Gaudium et spes*, Nr. 1 und 4) vor Augen geführt und entsprechend für einen ekklesiologischen „Paradigmenwechsel“ plädiert, die Kirche wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,29–37) nicht nur von der sakramentalen Institution her zu verstehen, sondern vielmehr von jenen her, „die leiden und um Hilfe rufen“. Zugleich hat er damit Chancen für eine andere Aufmerksamkeit für die Realität von Paaren und Familien heute aufgezeigt, insbesondere in Bezug auf geschiedene und wiederverheiratete Paare und ihre Familien, für die sie Verantwortung übernehmen. Deren Wert werde gerade nicht sichtbar, wenn die Kirche diese für nichtig erkläre, geschweige denn, dass sie damit ihrem Auftrag für jene gerecht werde, die leiden und um Hilfe rufen. Deren Si-

tuation verlange weniger nach einer generellen Lösung als vielmehr nach der Notwendigkeit, immer wieder im Einzelfall nach gerechten Lösungen zu suchen, und zwar nach den Maßstäben der Diskretion und der geistlichen Unterscheidung. Denn „in der Familie begegnet die Kirche der Realität des Lebens“ – in der sich die Zukunft ankündigt.

6. Zu dieser Realität des Lebens gehören wesentlich die Erfahrungen der erotischen Liebe, die nicht nur im Licht des christlichen Glaubens zu betrachten sind, sondern ihrerseits ein eigenes Licht auf diesen Glauben werfen.

In ihrem Buch „Wie wir begehren“ von 2012 hat die Journalistin Carolin Emcke autobiografisch aufgrund ihrer Erfahrungen von Erotik und Sexualität auch über den religiösen Glauben nachgedacht: „Ich bin mir nicht sicher, ob religiöse Reife irgendetwas mit sexueller Reife zu tun hat, aber ich vermute, dass auch der Glaube, wie das Begehren, sich nicht nur einmal entdecken lässt, dass es auch im Glauben, wie in der Lust, immer wieder neue Formen der Subjektivität gibt, dass es eine dynamische, suchende, sich wandelnde, sich vertiefende Bewegung ist.“ Neben dieser dynamischen Seite hat Emcke die Unverfügbarkeit und den Geschenkcharakter des Glaubens hervorgehoben: „So wie Liebe [...] ist dieser Glaube unverfügbar; er lässt sich nicht beschließen, nicht begründen. So wie Liebe sich nicht beschließen lässt und jede Begründung, warum man einen Menschen liebt, jede Erklärung, die mit Eigenschaften der Geliebten auffährt, mit Beschreibungen von Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten, immer nur nachgeschobene Gründe bleiben, nur Illustrationen oder Symptome der Liebe, so wie die Liebe im Kern grundlos bleibt, eben weil sie geschieht, weil sie einen einnimmt, weil sie den Grund in sich selber trägt, mit sprachloser Evidenz, so ist dieser Glaube. Wie Liebe [...] ist

diese Vertrautheit mit dem Unsichtbaren ein Geschenk, das sich nicht fordern oder ablehnen lässt.“¹²

Der Benediktiner-Theologe Rupert von Deutz ist 900 Jahre vor Emckes Beschreibungen in seinen autobiografischen Christus-Visionen, die er auf Drängen seines Abtes in seinem Matthäus-Kommentar aufgezeichnet hat, zu ähnlichen Assoziationen gekommen – in einem für uns heute erstaunlich erotischen Sprachduktus: „Ein unaussprechlicher Geschmack, ein Geschmack seiner Süße blieb an diesem Tag eine Weile im Mund meiner Seele, bis er nach und nach schwächer wurde und sich schließlich verlor. Jetzt noch lässt er mich an das Wort denken: ‚Kostet und seht, wie süß der Herr ist‘ (Ps 33,9) [...]. Da stieß ich meine Hand so heftig und kühn in seine Hand wie zur Bekräftigung des Vergebens. Die ergriff er mit Gewalt, zog mich ganz an sich, wie zur Umarmung und zum Kuss; aber unverzüglich warf mich die große Kraft einer heiligen und göttlichen Wonne (*sanctae ac divinae voluptatis*) aus dem Schlaf [...]. Das größte Zeichen von Liebe und Glauben ist nicht, in Geduld zu sterben, sondern in Geduld auf dieser Welt zu leben [...]. Auf wunderbare und unsagbare Weise stiegen Wellen (*inundationes*) heran, eine nach der anderen, und fluteten herein (*sese infundebant*), bis schließlich die letzte Flut (*infusio*), die wie ein großer Fluss herankam (*flumen inundans*), mir zu verstehen gab, mich spüren ließ, dass der ganze Schrein der Seele, des Herzens gefüllt war und mehr nicht fassen konnte [...]. Sogleich schrak ich aus dem Schlaf, der kaum über mich gekommen war, und wachend spürte ich eine süße Last, wachend entzückte ich mich (*delectatus sum*), was soll ich sagen? ‚Meine Seele ward fließend‘ (Hld 5,6), meine Seele, o Herr, ermattet schier, ergoss sich schier aus dem Leib (*effusa est*) [...]. Daher singen wir im Psalm: ‚Sie werden berauscht vom Überfluss deines Hauses, mit dem Sturzbach deiner Wonne (*voluptas*) wirst du

sie tränken‘ (Ps 35,9) [...]. Eine solche Wonne im lebendigen Leib wenigstens verkostet zu haben (*gustasse*), ist eine Lust (*iucundum*), ein Schatz der Lust und der Entzückung (*iucunditatis et exultationis thesaurus*).¹³ Wer würde es heute wagen, in einer Erotik dieser Ausdrücklichkeit über den christlichen Glauben zu sprechen oder zu schreiben?

Anmerkungen

- ¹ Vgl. J. Först/J. Kügler (Hrsg.), Die Unbekannte Mehrheit: Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben? Eine empirische Untersuchung zur „Kasualienfrömmigkeit“ von KatholikInnen – Bericht und interdisziplinäre Auswertung, Münster 2010.
- ² Vgl. Ch. Taylor, Sources of Self. The Making of the Modern Identity, Cambridge (Mass.) 1992; dt.: Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität, Frankfurt a. M. 1996. Neutestamentliche Referenzstellen sind z. B. Lk 17,19: „Steh auf und geh! Dein Glaube hat dir geholfen.“ oder Mk 10,51: „Was soll ich dir tun?“ (wörtlich: „Was willst du, das ich dir tun soll?“). Diese Referenzstellen verdanken sich letztendlich einer biblischen Tradition, die insbesondere bei Jesaja 40–55 („Deuterojesaja“) ihren prägenden literarischen Ausdruck gefunden hat. Ihre Wirkung zeigt sich bspw. wieder in der von der Tradition des Hohen Lieds Salomos inspirierten mittelalterlichen Brautmystik (eines Rupert von Deutz oder Bernhard von Clairvaux mit Einfluss auf spätere Mystikerinnen und Mystiker), in der sich die Seele in einer individuellen Intimität mit ihrem Herrn Christus weiß und dafür nach Worten in der erotischen Sprache gesucht wird.
- ³ Vgl. B. Fresacher, Zwischenstation zum Glück. Kirche als Teil einer unendlichen Suchbewegung, in: Wege zum Menschen 64 (2012), 19–36; D. Hervieu-Léger, Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung, Würzburg 2004; H. Joas, Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, Freiburg i. Br. 2012.
- ⁴ Vgl. zu weiteren Gesichtspunkten B. Fresacher, Seelsorge in den Lebenswelten von Familien. Ehe- und Familienpastoral in den Zeiten unserer Zeit, in: Diakonia 33 (2002), 63–69; ders./Ch. Paul-Simon, Familienorientierte Seelsorge am Beispiel Taufe, in: KatBl 137 (2012), 372–377.
- ⁵ Vgl. E. Schockenhoff, Theologie der Freiheit, Freiburg i. Br. 2007; ders., Erlöste Freiheit. Worauf es im Christentum ankommt, Freiburg i. Br. 2012.
- ⁶ S. Anm. 2.
- ⁷ Vgl. B. Fresacher (Hrsg.), Neue Sprachen für Gott. Aufbrüche in Medien, Literatur und Wissenschaft, Ostfildern 2010.

- ⁸ Vgl. K. Rahner, Grundkurs des Glaubens, Freiburg i. Br. 1976, bes. 125f.; E. Jüngel, Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus, Tübingen 1977; M. Striet, Offenbares Geheimnis. Zur Kritik der negativen Theologie, Regensburg 2003; A. Halbmayr/G.M. Hoff (Hrsg.), Negative Theologie heute? Zum aktuellen Stellenwert einer umstrittenen Tradition (QD 226), Freiburg i. Br. 2008; sowie B. Fresacher, Kommunikation. Verheißungen und Grenzen eines theologischen Leitbegriffs, Freiburg i. Br. 2006.
- ⁹ Vgl. E. Zenger, Ein Gott der Rache? Feindpsalmen verstehen, Freiburg i. Br. 1994.
- ¹⁰ Vgl. insbesondere *Ruperti Tuitiensis de sancta Trinitate et operibus eius* (CCCM 21–24); sowie dazu A. Leichtfried, Trinitätstheologie als Geschichtstheologie, Würzburg 2002. Man könnte genauso gut z. B. Gregor von Nyssas *In canticum canticorum* aus dem 4. Jahrhundert oder Karen Baker-Fletchers *Dancing with God* aus dem 21. Jahrhundert als Beispiele vergleichbarer theologischer Versuche aus anderen Zeiten wählen.
- ¹¹ Vgl. H.-J. Sander, Einführung in die Gotteslehre, Darmstadt 2006; O. Fuchs, Der zerrissene Gott. Das trinitarische Gottesbild in den Brüchen der Welt, Ostfildern 2014; sowie B. Fresacher, Einheit und Unterschied. Christologische Reminiszenzen zur kommunikativen Rationalität des christlichen Glaubens in der modernen Weltgesellschaft, in: *Theologie und Glaube* 113 (2013), 318–341; ders., „... und führe zusammen, was getrennt ist“. Ökumene im Blick auf Jesus Christus, in: ders./N. Hennecke/B. Neumann (Hrsg.), ... und führe zusammen, was getrennt ist. Ökumene in Kirche und Gesellschaft, Leipzig 2013, 429–441.
- ¹² C. Emcke, *Wie wir begehren*, Frankfurt a. M. 2012, 46 und 66.
- ¹³ *Ruperti Tuitiensis de gloria et honore Filii hominis super Mattheum, Liber XII* (CCCM 29, 363–396); dt. W. Berschin, *Os meum aperui*. Die Autobiographie Ruperts von Deutz, Köln 1985. Der Einfluss auf die Mystik bspw. einer Mechthild von Magdeburg ist augenscheinlich.